



## Unsere Zeitzeugen berichten

**Wilhelm Liebe**

**Jahrgang 1927**

**Endlich wieder zu Hause**

Berlin hatten wir längst hinter uns gelassen. Nachts schliefen wir in Scheunen und Ställen, da die Wohnungen von den Russen völlig verwüstet waren. Wir suchten Rhabarber von den Feldern und Kartoffeln aus Kellern. Zügig erreichten wir den Ort Seelow. Er liegt etwa 6 km vor Küstrin, also an der Oder, die ja unser Ziel war. Niemand wagte den Übergang, da der Pole auf der anderen Seite die Hoheit hatte. Die Hauptbrücke war gesprengt worden, um den Vormarsch der roten Armee zu stoppen. Trotz der vielen Posten gingen wir zu einer belebten Holzbrücke. Für uns gab es nur eins: Wir müssen auf die andere Seite der Oder. Mutig stürzten wir uns in das Gedränge. Meine zweirädrige Karre schob ich vor mir her. Immer, wenn ein Posten zu sehen war, humpelte ich und schob meine Mütze tiefer ins Gesicht. Keiner kümmerte sich um uns. So erreichten wir das andere Ufer. Berge von Trümmern erschwerten uns die Orientierung. Der nächste Ort war Vietz, Von dort aus sollten sich unsere Wege trennen. Kurz vor der Kreuzung wurden wir von der polnischen Miliz angehalten und auf ein Gehöft geleitet zur Kontrolle. Wir mussten unsere Sachen vorzeigen. Weil den Polen das nicht schnell genug war, schlugen sie uns mit der Reitpeitsche. Es folgten Verhöre, und wir wurden festgesetzt.

Nach zwei Tagen ließ man mich laufen. Mit zwei weiteren Kameraden gingen wir der Heimat entgegen. Ein Schlagbaum versperrte den Weg, und ein Russe verweigerte uns den Durchgang. Nach einigem Hin und Her und meinem russischen Dokument verlangten wir, den Kommandanten zu sprechen. Bevor der Russe aber wieder erschien, suchten wir schnell querfeldein das Weite. Im nächsten Ort – Liebenow – trafen wir gegen 14:00 Uhr ein. Dort erfuhren wir, dass der Pole die Zivilverwaltung allein hatte. Nun waren es nur noch 6 km bis zum Heimatort Marwitz.

In der Ferne sahen wir einen Pferdewagen, der mit Russen besetzt war. Wir setzten unseren Marsch fort, aber die Russen drehten auf uns zu, und wir mussten stehenbleiben. Einer hielt uns mit der Waffe in Schach, die anderen durchsuchten uns und fanden bei einem Kameraden noch Uhren. Als sie diese erbeutet hatten, ließen sie uns wieder laufen. Kurz darauf sah ich die ersten Häuser meines Dorfes.

Alles sah aus wie immer, nur eine unheimliche Ruhe war auf den Höfen. Keinen, den ich von weitem sehen konnte, erkannte ich. Es waren fremde Personen. Die Kirche mit dem Glockenturm hatte alles überstanden. Am Dorfeingang traf ich die ersten Marwitzer bei der Feldarbeit. Es waren der ehemalige Bürgermeister und ein Bekannter. Beide hielten inne, erkannten mich und fragten: „Junge, wo kommst du denn her?“ Sie teilten mir mit, dass ich alle lebend antreffen werde. Gleichzeitig gaben sie mir den Rat, nicht die Dorfstraße zu benutzen. Wir gingen den verdeckten Weg hinter den Gehöften entlang. Ich näherte mich von der hinteren Seite meinem Elternhaus und öffnete die Gartentür. Dort stieß ich mit großer Überraschung und Freude auf meine Mutter, die gerade beim Sortieren von Kartoffeln war. Am 18. Januar 1945 war Abschied gewesen, und am 24. Mai 1945 war ich wieder daheim. Verständlicherweise war die Freude groß. Wir erörterten noch die kritische Lage, als ein russischer Posten erschien, der auf unserem Gehöft Wache hielt. Im

Schlachthaus wurde für die Russen geschlachtet. Durch Zeichensprache verständigten wir uns. Er erfuhr, dass ich der Sohn war. Auch mein Vater und meine Großmutter konnten es kaum fassen, dass ich wieder bei ihnen war. Meine Schwester arbeitete noch und kam erst nach Feierabend heim. Da stand der Russe schon am Tor und wartete auf sie, nahm sie an die Hand und brachte sie in die Küche, wo wir uns stürmisch begrüßten. Obwohl der Russe kaum Deutsch sprach, freute er sich mit uns und brachte uns Speck und etwas Fleisch.

Am nächsten Tag meldete ich mich bei dem polnischen Bürgermeister. Von da an hieß es für mich wie für alle Deutschen: Arbeiten für die Sieger. Ich schlachtete für die Polen Rinder und Kälber. In der Zeit von Juli bis September 1945 habe ich für uns Deutsche etwa 12 – 15 Pferde geschlachtet. Alles wurde in der Gemeinschaftsküche gekocht und an alle ausgegeben.

Ich erfuhr, dass die Russen seit dem 30. Januar 45 mein Heimatdorf besetzt hatten. Da sich auf dem Anwesen meiner Eltern die Schlachtereibefand, nutzten sie die Räumlichkeiten, um die eigenen Truppen mit Frischfleisch zu versorgen. Meine Eltern, meine Schwester und die Großmutter mussten das Haus verlassen und flüchteten mit anderen Leuten in die Nähe der 10 km entfernten Stadt Landsberg. Erst im März oder April trauten sie sich wieder auf ihren Besitz. Allerdings durften sie nur eine Stube und die Küche nutzen. Die anderen Räume hatten die Russen für sich beschlagnahmt. Die gute Stube war völlig ausgeräumt und mit Balkengerüsten versehen, um die geschlachteten Tierhälften aufzuhängen. Als ich nun nach Hause kam, war ich natürlich erstaunt zu sehen, was aus unserer guten Stube geworden war. Trotzdem waren wir zufrieden, denn wir waren alle gesund und konnten nun gemeinsam die Probleme lösen.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann